

IMI



INK*



Tattoo von Susan Tütsch, Foto: Unbekannt

Sorry, keine Bedeutung, nur Freude

Keine Ahnung, wie viele Tätowierungen ich habe. Ich weiß auch nicht, wie ich sie zählen soll. Die vier Bäume auf den Fingern meiner linken Hand — ist das ein Tattoo, weil sie zusammengehören und in einer Sitzung entstanden sind, oder sind es vier?

Mir ist das nicht wichtig. Aber ich werde oft gefragt. Auch, was die Tätowierungen zu bedeuten hätten. «Nichts, ich finde sie einfach schön», antworte ich jeweils. Das enttäuscht die Menschen: So viele Tattoos und null Message — wie kann das sein!

Nun, wie kann es sein, dass Körperschmuck zwingend eine Botschaft haben muss? Das habe wiederum ich nie begriffen. In einem Fall verstörte es mich sogar: Ein Freund hatte sich ein japanisches Motiv stechen lassen, eine Hannya-Maske, und stolz verkündet, dass Yakuza-Mitglieder dieses wählen dürften, nachdem sie 10 Menschen ermordet hätten.

Bevor ich aber jemandem unbedachte Aneignung vorhalte: Mein erstes Tattoo war ein Motiv der Ureinwohner des amerikanischen Nordwestens. Das war 1993, ich war 19 Jahre alt; damals sagten wir noch «Indianer» und niemand fragte sich, ob es möglicherweise uncool sein könnte, sich als Weißer bei anderen Kulturen zu bedienen. Es folgten ein Luchs, den ich auf LSD gezeichnet hatte, was immer noch keine Bedeutung ist, sondern eine Geschichte, und diverse Muster. Eines Nachmittags im Sommer 2009 fand ich, es wäre

lustig, «Unterarm rechts» auf den rechten Unterarm zu tätowieren, also machte ich das, noch am selben Tag. Ich hatte dank ADHS schon immer ein impulsives Naturell, was es grundsätzlich erschwert, Tattoos mit Bedeutung zu stechen — es fehlt schlicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Als mein Sohn auf die Welt kam, war für mich klar, dass künftige Vorlagen von ihm stammen würden. Mit 6 Jahren zeichnete er einen tollen Steinbock — mein Sternzeichen. Ich brachte die Zeichnung ins Studio, liess sie stechen und zeigte das Ergebnis meinem Sohn. «Papa, du musst mich zuerst fragen», sagte er und hatte völlig recht. Wieder hatte ich mir einfach etwas angeeignet.

Mittlerweile bin ich voll mit Kinderzeichnungen, alle mit Erlaubnis. Was sie zu bedeuten hätten, fragt niemand. Weil es auf der Hand liegt: Ein Kind hatte Freude, was zu zeichnen, und ein Vater hat Freude, es zu tragen. Das ist alles, was Tattoos für mich bedeuten. Mehr als Freude, finde ich, geht sowieso nicht.

Thomas Meyer, Juli 2024



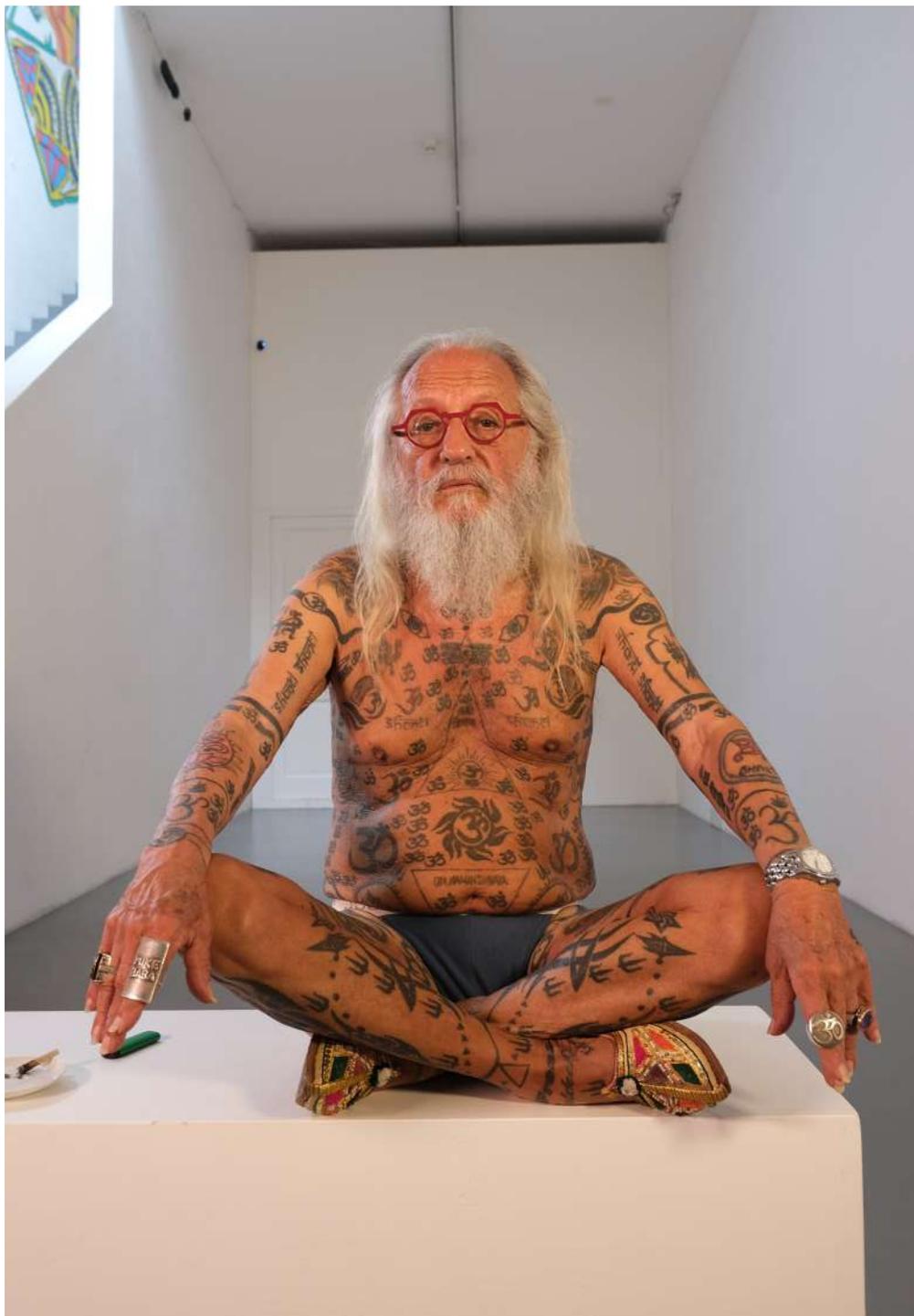
Hände von Thomas Meyer, Foto: Manuela Hitz

ÜBER DIE AUSSTELLUNG

Bis zu 3000 Mal sticht die mit Tinte gefüllte Nadel in der Minute zu, durch die Dermis dringt sie bis in die Lederhaut vor und treibt die Farbe in das von Nerven und Blutgefäßen durchgezogene Gewebe. Kaum angekommen, setzt der körpereigene Rettungsdienst alles daran, den dunkelblauen Eindringling wieder zu vertreiben. Doch vergebens: Der Schmerz geht; die Pigmente unter der Haut, sie bleiben.

Seit Menschengedenken versuchen wir, unseren Körper zu verändern, uns seiner zu ermächtigen, ihn so zu gestalten, wie es uns gefällt. Er wird gepresst und geformt, behangen und gefärbt — wobei die Entscheidung für die Tinte unter Haut zweifellos eine der radikalsten ist. Mit der Carte Blanche für den Körper wird die Haut zur Leinwand, zur gesetzlosen Zone, die keine Regeln kennt. Parallelen zur Streetart sind kein Zufall. Sowohl Tattoos als auch Graffitis entziehen sich dem Kunstmarkt, ja der ganzen Kunstszene. Die einen lassen sich nicht rahmen, die anderen können kaum von Backsteinwänden und Betonmauern geschält werden — ganz abgesehen davon, dass der Untergrund wesentlicher Bestandteil des Werks ist. Und genauso wie sich Graffitis in der öffentlichen Wahrnehmung im ewigen Limbo zwischen High Art und Hochdruckreiniger bewegen, scheiden sich auch an den Zeichnungen auf der Haut die Geister — ganz besonders dann, wenn der Körper von der Kunst getrennt wird. Körperkunst? Vielleicht. Kunst? Also nein. Weshalb betrachten wir die Bilder, die wir uns unter die Haut stechen durch eine ganz andere Brille als diejenigen, welche uns auf gewebtem Hanf, getrockneter Tierhaut oder gepressten Holzfasern im Museum entgegenblicken? Was macht es mit unserem Kunstverständnis, wenn die Leinwand lebendig ist, sie nicht starr an der Wand hängt, sondern sich frei durch das Museum bewegt, ja, das Museum verlässt und die Bilder auf die Strasse hinausträgt?

Mit der Ausstellung INK* wollen wir tiefer bohren, wir wollen eine Praxis im Kunstkontext betrachten, die für viele so gar nichts Museales an sich hat. Denn Tattoos folgen keinen Ismen, das Tätowieren ist selbst für manche Tätowierer*innen mehr Handwerk als Kunst, und vor allem: Tattoos schwitzen, atmen, altern — und verschwinden irgendwann. Das lebendige und doch ephemere Trägermaterial der Tintenbilder in den White Cube sperren? Schlichtweg unmöglich. Hinzu kommt, dass sich nur schwer feststellen lässt, wer tatsächlich Künstler*in oder Urheber*in ist, wer also die Bilder auf der Haut letztlich besitzt.



Mike the Freak, Foto: Manuela Hitz

Gehören Tattoos also überhaupt ins Museum? Uns geht es nicht darum, eine Antwort auf die Frage zu finden, sondern vielmehr einen Dialog in Gang zu setzen, die (künstlerische) Ausdrucksform aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten und unsere eigene Haltung ihr gegenüber zu hinterfragen. Museen waren niemals nur Orte der Kontemplation, sondern vor allem auch der Diskussion. Gerade deswegen finden wir es wichtig und spannend, eine Thematik, die im musealen Kontext lange Zeit tabuisiert wurde (und wird?) auf den hohen Sockel der Kunst zu heben und die Menschen hinter den Tattoos – Tätowierer*innen wie auch Tätowierte – selbst zu Wort kommen zu lassen. Unser Kunstverständnis mag dadurch ins Wanken geraten. Doch genau diese Dynamik ist es, durch die sich immer wieder neue Perspektiven eröffnen – ob auf Tattoos oder auf andere (künstlerische) Ausdrucksformen, die sich ausserhalb der Genregrenzen bewegen und unter dem Radar des etablierten Kunstbetriebs laufen.



Max Wernli und Remo Krieg, Foto: Manuela Hitz

ANTHONY DOMINGUEZ

«If you want to get something, you've got to let go.»

Ein dunkel gekleideter Mann mit Hut klettert durch ein hölzernes Tor in einer Backsteinmauer. Auf der Rückseite seiner schwarzen Jacke sind weiße Zeichnungen und Zeichen erkennbar, auf der oberen rechten Schulter prangt tellergross das Abbild eines Insekts. Wie ein Schnappschuss wirkt die undatierte Schwarz-Weiss-Aufnahme, als wäre der Mann drauf und dran, Reissaus vor dem Fotografen zu nehmen.

Der Mann auf dem Foto ist der Künstler Anthony Dominguez — und dass er lieber das Weite sucht, anstatt in die Kamera zu blicken, scheint tatsächlich nicht so weit hergeholt. «Er wollte nie Aufmerksamkeit, hatte nie das Bedürfnis, bekannt zu werden», erinnert sich der New Yorker Galerist Aarne Anton an Dominguez, der sich 2014 mit 54 Jahren das Leben nahm. «Als ein Magazin ihn einmal interviewen wollte, sagte er: «Erzähl ihnen einfach, dass ich das Land verlassen habe»».

Antons Ehefrau Tina White, die ein gemeinnütziges Kunstprogramm leitete, hatte Dominguez Anfang der 90er-Jahre bei einer kleinen Ausstellung kennengelernt. «Er setzte sich neben mich und fing langsam damit an, diese Stencils hervorzuziehen, aus denen später die Patches wurden.» Die Schablonen hatte er aus gefundenen Plastikmappen ausgeschnitten, auf schwarzen Jeansstoff gelegt und die Zwischenräume mit Bleichmittel entfärbt, das er in Injektionsspritzen aufzog. Die runden Patches nähte Dominguez auf seine Jacke und andere Kleidungsstücke. «Anthony hat tatsächlich seine Kunst am Körper getragen», erzählt Aarne Anton in einer Kurzdokumentation über den Künstler. «Die Aufnäher waren eine Möglichkeit, sich ohne Worte mitzuteilen.» Wie eine zweite Haut streifte er sich die bemalte Kleidung über, eine Art (Tarn-)anzug, mit dem er sich einerseits Ausdruck verschaffte und sich gleichzeitig von der Welt, in der er lebte, abzusondern wusste. «Er hatte keine Verbindung zu dieser Welt», beschreibt Aarne Anton das Wesen von Dominguez.

Vielleicht hätte er ein «etablierter» Künstler werden und die Kunstszene durch die Vordertür betreten können. Doch Dominguez brach die Kunstakademie ohne Abschluss ab. Er zog von Texas nach New York, schlug sich erst mit einem Job in einem Print Shop durch, bevor er die Stelle



Anthony Dominguez, Foto: Tina White

hinschmiss und nach einem Nervenzusammenbruch beschloss, seine Habseligkeiten, ja selbst seine alten Kunstwerke in den Müllcontainer zu werfen und den Rest seines Lebens als «homeless wanderer» in den Strassen von New York zu verbringen.

Passanten mögen in Dominguez einen weiteren Obdachlosen, einen anarchistischen Punk gesehen haben; er selbst betrachtete sich aber immer als frei. Ganz bewusst kehrte er dem geregelten Leben den Rücken; die Kunst allerdings blieb ihm auch auf der Strasse weiterhin eine treue Begleiterin.

«Sie waren alle irgendwie ironisch, es ging darum, alle materiellen Besitztümer aufzugeben, darum, dass wir alle Sklaven sind», beschreibt Tina White die Aufnäher mit ihren grafischen Bildern und kryptischen Texten. Aus einem alten Rucksack verkaufte Dominguez seine Kunst, bevor das Galeristenpaar White–Anton den Künstler unter seine Fittiche nahm. Nach den Patches wurden Dominguez' Formate grösser. Auf teils riesige Stoffbahnen malte er Szenen in Schwarz und Weiss, mit Totenköpfen und Insekten, manche seiner Werke erinnern an überdimensionale Spielbretter oder Welten aus Videospiele. Ebenso wie in den Patches habe er auch in den grossformatigen Arbeiten die menschlichen Schwächen, Ängste, Neurosen und ethischen Schwachstellen ins Visier genommen, führt Kunstkritiker und Kurator Tom Patterson in einem Artikel der Zeitschrift Raw Vision aus. «Das scheinbar unberechenbare Abwechseln von günstigen und ungünstigen Kräften ist ein Thema, das Dominguez in seiner Kunst häufig behandelt.»

Mit seinem Schaffen gibt Anthony Dominguez nicht nur einen Einblick in das Leben im Amerika der frühen 90er-Jahre; er steht auch in unverkennbarer Nachfolge von Jean–Michel Basquiat und Keith Haring. Die aufkeimende Hip–Hop–Kultur und der Punk sind in seinen Werken genauso spürbar wie die Ambivalenz von Underground und Mainstream, von der Kunst auf der Strasse und der, die es in die selbstgefälligen Kunstgalerien des East Village geschafft hat — ausgerechnet die Gegend, die Dominguez hinter sich lassen wollte.

Das Foto von Anthony Dominguez, der scheinbar die Flucht vor der Kamera ergreift, mag als Sinnbild für diese Dualität dienen, dafür dass Dominguez — «wir wussten nie, wo er gerade steckte» — sowohl als Mensch als auch als Künstler nur schwer zu fassen war. Gleichzeitig zeigt die Aufnahme auch seine unkonventionelle Art, seinen eigenen Weg zu gehen. Denn der

Künstler läuft nicht etwa davon — er läuft voraus. Er nimmt das hölzerne Hindernis, um Tina White und Aarne Anton seinen Unterschlupf in einem verlassenen Haus zu zeigen, in dem er seine Werke an der Backsteinwand aufgehängt hat. «Es war ein erstaunlicher Ort, es war wirklich sehr schön dort», denkt White an jenen Tag zurück. Anton hingegen kommt beim Blick auf die Fotografie zunächst anderes in den Sinn: «Es war auch etwas beängstigend, das Gebäude hatte nur Teilböden und keine Fenster, und es gab Ratten.»

Was beim Kunstsammler in eher düsterer Erinnerung geblieben ist, mag Anthony Dominguez selbst gar nicht wahrgenommen haben. Seine Aufmerksamkeit galt allein dem Kunstschaffen sowie der Lektüre spiritueller Bücher. Wo andere ein Fenster brauchen, um frische Luft in ihre Lungen zu saugen, brauchte Dominguez nur sich selbst und die Kunst. Vielleicht signierte er auch deswegen seine Werke nicht mit seiner Unterschrift, sondern einem Strichmännchen, das eine Tür mit einem winzigen Herzen öffnet.



Patches von Anthony Dominguez, Foto: Flora Frick

FRITZ HORTIG

«Ich habe keine Angst vor der Imperfektion.»

Die Werke von Fritz Hortig rufen Erinnerungen wach: an bunt bekritzelte Schulbänke, die als Spickzettel oder Untergrund für Liebesbekundungen erhalten mussten, an von Marker überzogene WC-Kabinen in verrauchten Clubs. Das Studieren der krakeligen Signaturen, Sätze und Symbole gibt Zeit für eine Verschnaufpause, bevor wir wieder hinaus auf die Tanzfläche stolpern. Auch Fritz Hortig schreibt und kritzelt, zeichnet und graviert. Laut, bunt, voller Ausdruck, eindeutig, zweideutig; jedes «Piece» ein Ausrufezeichen, das rätseln oder schmunzeln lässt. «Half Man Half Gute Mischung», «New Fun Team» oder «Amour Stable» steht auf den T-Shirts, die er von gewöhnlichen weissen Shirts in tragbare Notizbücher, in Gedankenblitze auf Textil verwandelt hat. Für Hortig selbst sind sie das Ergebnis einer Art Innenschau, eines Prozesses, der mit Anfang 30 in Gang gesetzt wurde und bis heute nicht aufgehört hat. Und mit dem der einstige Inhaber einer Veranstaltungsagentur den Künstler in sich hervorkitzeln konnte. «Ich hatte so etwas wie ein Burnout», beschreibt der Österreicher den Wendepunkt in seinem Leben. Es lief gut, vielleicht zu gut. Hortig beginnt eine Therapie – und vor allem: die Dinge aufzuschreiben, die ihn beschäftigen. «Wenn etwas hochkommt aus dem Bauch, ein Gefühl, ein Wort, ein Bild oder sonst etwas – dann kommt es sofort auf Papier. Das ist eine Praxis, die mir sehr teuer geworden ist.» Dass die Einfälle und Gedanken auch ihren Weg auf andere Untergründe als Papier finden könnten, war eher Zufall. «In einem Museumsshop konnte man Textilstifte ausprobieren; da lag ein T-Shirt, das sah fantastisch aus, Hunderte Leute schon hatten verschiedene Handschriften darauf ausprobiert.» Ob das auch etwas für ihn sein könnte, fragt sich Hortig, der next step nach den Notizbüchern, um das Innere nach aussen zu stülpen? Die Antwort: Ja, auf jeden Fall! «Es hat mich darin bekräftigt, dass es einfach geil aussieht, wenn man ohne grosses Konzept auf tragbaren Textilien einfach mal so drauflosschreibt.»

Doch es sind nicht nur Stoffe und Shirts, die Hortig als Leinwand nutzt. Immer wieder greift er auch zur Tätowiernadel und sticht seine Bilder und Worte sich selbst und anderen frei Hand unter die Haut. «Free Solo» wird diese Art des Tätowierens genannt.



Fritz Hortig, Foto: Manuela Hitz

Nachdem er über 500 T-Shirts bemalt hatte, war die Haut für ihn der nächste logische Schritt. «Es macht mir Freude, mich auf möglichst vielen Untergründen irgendwie zu erkennen, zu schauen, wie ich mich da tue.» Genauso wie seinen T-Shirts haftet auch den Tattoos etwas beinahe Anarchistisches an, eine Direktheit, Rohheit und Unmittelbarkeit, die auch an die verschiedenen Ausdrucksformen der Streetart erinnert. Und ganz von der Tagging- und Graffitiästhetik abgesehen: Werden Hortigs Werke – ob T-Shirts oder Tattoos – nicht tatsächlich zur «Strassenkunst», wenn sie genau dort passieren, gesehen und wahrgenommen werden, nämlich draussen, in Strassen und Gassen, in Unterführungen und Cafés, auf Spielplätzen, in Parks, ja eigentlich überall – nur meistens eben nicht in Galerien und Museen? Statt sich in seinem Künstleratelier einzuschliessen und auf den Kuss der Muse zu warten, findet ein Grossteil seines kreativen Prozesses im Gespräch und persönlichen Austausch mit den Menschen statt – ob beim Tätowieren oder dem sogenannten T-Shirt-Ritual, bei welchem er sich in einer Art intimer Performance mit einer Handvoll Personen austauscht und deren Worte und Themen auf Stoff überträgt.

Fritz Hortig unterscheidet nicht zwischen Leben und Kunst. Vielleicht zelebriert er gerade auch deswegen den Augenblick – sei es in Form des schnellen Schreibens auf Stoff und Papier oder den Moment, wenn er seinen Werken auf der Strasse wiederbegegnet, wenn Wind und Faltenwurf Teile der Wortfetzen verbergen, Köpfe geneigt und Augenbrauen fragend hochgezogen werden. Irritation statt Perfektion? So könnte man seinen Ansatz wohl nennen. Und dieser ist kein Zufall. Vor rund zehn Jahren beschloss der Linkshänder, den Stift fortan nur noch in die rechte Hand zu nehmen. Nicht etwa, um sich längst überholten Irrglauben zu unterwerfen oder im Bastelladen nicht nach der Schere für Linkshänder fragen zu müssen, nein. Es ging ihm vielmehr um den Perfektionismus bzw. die Abkehr davon. «Ich hatte immer das Gefühl, dass ich gar nicht zeichnen kann, ich mochte meinen Strich überhaupt nicht. Das war in der Schule schon so, du schreibst von links nach rechts, die Schrift verwischt, es ist sehr unsauber irgendwie. Vor zehn Jahren kam dann der rettende Gedanke: ich mach jetzt einfach alles mit rechts!». Denn die starke Hand, so Hortig, würde leichter dem Perfektionismus unterliegen, die schwache Hand dagegen könne da gar nicht mitspielen, da die Perfektion für sie ohnehin unerreichbar sei.

Vielleicht ist die Imperfektion die einzige Regel, der Fritz Hortigs Werke unterliegen. Denn Perfektion? Ist am Ende doch auch nur ein Konstrukt. Und es zu erreichen fast so unmöglich wie langweilig. Gerade mit dieser

Herangehensweise gelingt es dem 42-Jährigen, seine Kunst zugänglich zu machen. Dass er dabei häufig den menschlichen Körper zur Leinwand macht – ein Untergrund, der uns allen vertraut ist – lässt die Schwelle noch niedriger werden. Wir können uns Hortigs Kunst überziehen und hinaus in die Welt tragen – oder sie uns gleich unter die Haut stechen lassen. Damit rüttelt Fritz Hortig nicht nur am tradierten Kunstverständnis, sondern zeigt gleichzeitig neue Wege auf, wie die Kunst Teil unseres Alltags werden kann.



T-Shirt von Fritz Hortig, Foto: Manuela Hitz



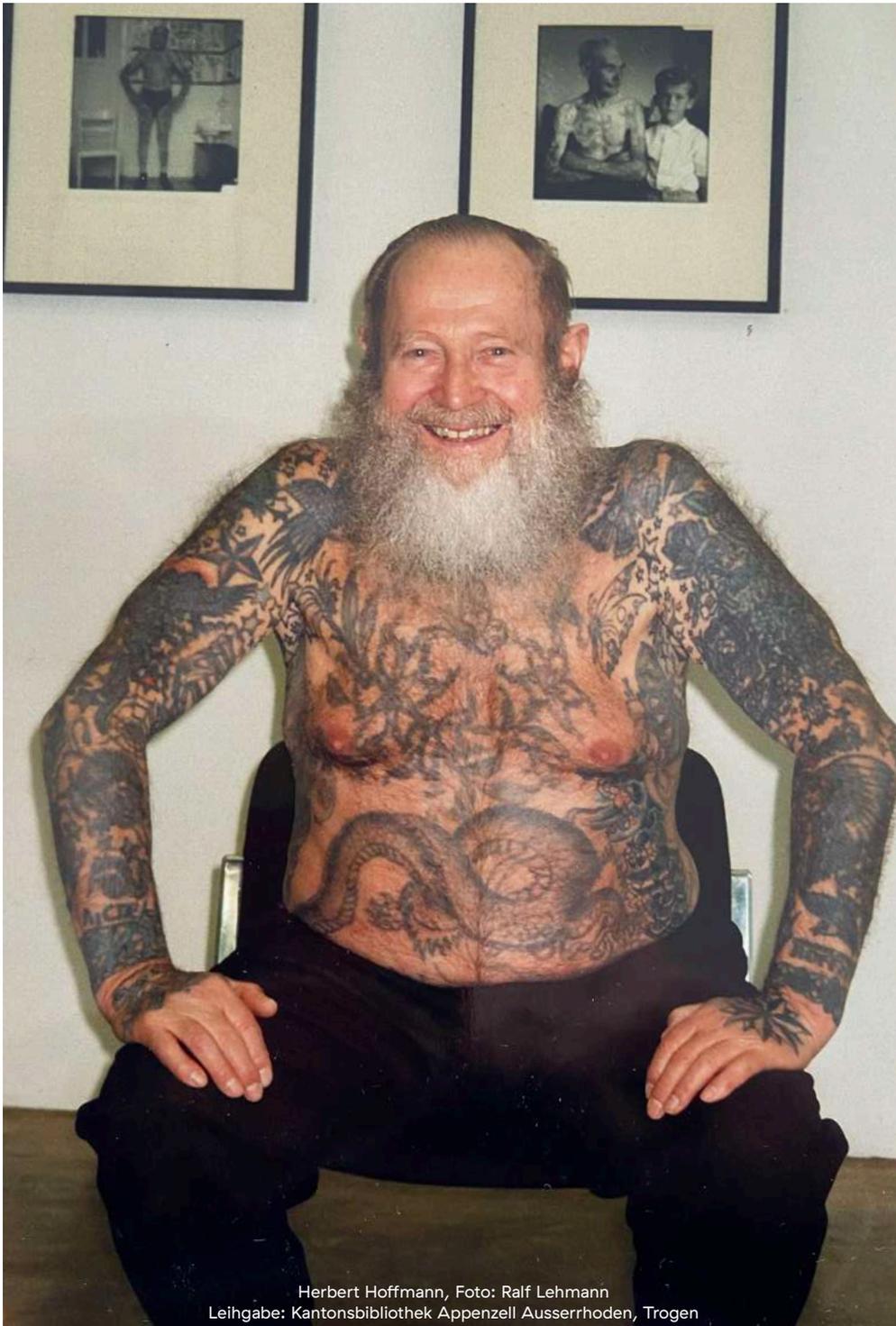
Fritz Horig, Foto: Manuela Hitz

HERBERT HOFFMANN

«Natürlich bin ich gezeichnet für ein ganzes Leben. Aber welcher Mensch ist nicht irgendwie von Natur aus gezeichnet durch Kopf- und Nasenform, durch Augen- und Ohrenpartie?»

Als Herbert Hoffmann im Sommer 2003 ein Filmteam in seiner Wahlheimat Heiden im Appenzell empfängt, gibt es kaum eine Stelle auf seinem Körper, die nicht von blauer Tinte getränkt wäre. Drachen, Sterne und Herzen, Windrosen, Anker und Adler haben sich tief in der Haut des 84-Jährigen festgesetzt; sie sind gekommen, um zu bleiben. Manche Tätowierungen sind ausgebleicht, die Linien verlaufen, Motive verschmolzen oder zwischen tiefen Falten versteckt, die die Zeit über die Jahrzehnte in den Körper geharkt hat. Andere Bilder sind so klar und deutlich wie am Tag, an dem sie unter die Haut gestochen wurden. Dass er mit den bunten Bildern auf der Haut seit Jahrzehnten die Blicke der Menschen auf sich zieht – ungläubige, faszinierte, aber auch abschätzige und Anstoss nehmende – kümmert Herbert Hoffmann wenig. «Ich bin so wie ich bin und will es immer bleiben», entgegnet er der Regisseurin. «Ein Tätowierer und ein Primitiver.»

Reue und Zweifel haben keinen Platz in Hoffmanns Leben. «Ich war bereit, es um der Tätowierung willen mit allen Widrigkeiten aufzunehmen». Auch im hohen Alter bleibt seine Faszination an Tätowierungen ungebrochen. Seine Augen leuchten, als er im Film von seiner Begeisterung für die Zeichnungen auf der Haut spricht, einem Kunden in der heimischen Stube eine alte Tätowiernadel zeigt oder die Tätowiermaschine anwirft, um einem ebenfalls betagten – und ebenfalls stark bebilderten – Herrn ein in die Jahre gekommenes Tattoo nachzubessern. Sieben Jahre nach den Dreharbeiten stirbt Herbert Hoffmann mit 91 Jahren – und mit ihm die Drachen, Sterne und Herzen, Windrosen, Anker und Adler, die ihn fast ein Leben lang begleitet haben. Tattoos sind eben doch nicht für die Ewigkeit. So wenig sich die Tinte unter der Haut abwaschen lässt, so wenig lässt sie sich für immer festhalten. Was also bleibt nach einem Leben, das die meiste Zeit um die ephemeren Stechbilder gekreist ist? In Hoffmanns Fall: enorm viel. Sein Vermächtnis besteht nicht nur aus Hunderten von Zeitungsausschnitten, Portraitfotografien, Alben, Texten und Zitaten, in denen es um Tattoos und Tätowierte geht; vor allem hat Herbert Hoffmann mit seiner Begeisterung für die Tattookunst ganze Generationen von



Herbert Hoffmann, Foto: Ralf Lehmann
Leihgabe: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen



Motivtafel von Herbert Hoffmann
Leihgabe: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen

Tätowierten und Tattoo-Fans geprägt und entscheidend dazu beigetragen, die Zeichnungen auf der Haut gesellschaftsfähig zu machen, sie aus der Schmutzdecke zu holen, in die sie lange Zeit gedrängt worden waren. «Damals waren Tätowierungen verrufen und die Tätowierten fühlten sich von der Gesellschaft verachtet, verschmäht und ausgegrenzt. Schon das Thema war tabu. Man sah die Tätowierungen und schwieg. Und die, die tätowiert waren, schwiegen auch.» Hoffmanns Archiv zeugt von einer Welt, in der der Ruf des Verruchten kaum zu überhören war, in der aber auch immer öfter eine verhaltene Neugier, Faszination und Bewunderung für das Metier und die Menschen dahinter durchschien. Denn wenn einer nicht schwieg, dann Herbert Hoffmann. Und die Menschen um ihn herum, aber auch Reporter und Journalist*innen, spitzten nur allzu gerne die Ohren, wenn der «Kronprinz der Tätowierer» von seiner Handwerkskunst berichtete – oder gleich hinter die Fassade seiner Tätowierstube auf dem Hamburger Berg 8 auf St. Pauli blicken liess.



Der Hoffmann'sche Anker, Foto: Unbekannt
Leihgabe: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen

Dass Hoffmann einmal ein Tattoo-Studio nahe der Reeperbahn eröffnen würde, hätte er in jungen Jahren wohl selbst nicht für möglich gehalten. 1919 im ländlichen Pommern geboren, absolvierte der Handwerkersohn zunächst eine Kaufmannslehre und arbeitete einige Jahre als Kaufmannsgehilfe, bevor er in den Krieg eingezogen wurde und vier Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft verbrachte. Tattoos hatten Hoffmanns Blick zwar schon in der Jugend geradezu magnetisch angezogen – «die blauen Bilder und Zeichen auf (den) Armen und Händen (der Landarbeiter) fesselten mich und machten mich immer neugieriger» –; seine eigene Haut blieb bis ins 30. Lebensjahr allerdings unbefleckt. Kaum aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, erfolgte 1949 schliesslich der erste Stich. Im Andenken an einen Hafenarbeiter in Riga, an dessen «tätowierter Pracht» sich Hoffmann nicht sattsehen konnte, machte er es dem Letten gleich und liess sich eines dessen Tattoos tätowieren: Kreuz, Herz und Anker – die Symbole für Glaube, Liebe, Hoffnung.

«Wenn der Geist der Tätowierten in die Haut fährt, ist man infiziert. Jeder Stich macht süchtig», beschreibt Karlmann Richter – Hamburger Weggefährte von Hoffmann und ebenfalls Tattoo-Junkie – das Glücksgefühl, das er beim Tätowieren verspürt. Herbert Hoffmann hätte die Aussage wohl ohne zu zögern unterschrieben. Über die Jahre und Jahrzehnte legte er sich wieder und wieder unter die Nadel, bis er schliesslich selbst zu einem «Bilderbuchmenschen» wurde – so bezeichnete er die Personen, die er für sein Archiv mit der Kamera festhielt. In seinen Aufzeichnungen spricht er von einer tiefen Sehnsucht, vom Reiz und der Freude, die er durch seine Tätowierungen verspürt – seien es die auf dem eigenen Körper oder die auf den Körpern anderer. Denn zeitgleich mit dem Beginn der Sammelleidenschaft auf der eigenen Haut, begann Hoffmann, auch selbst Hand anzulegen und seine eigenen Motive – allen voran sein Markenzeichen, den Anker – all denjenigen unter die Haut zu stechen, die wie er «von dem Wunsch beseelt (waren), auch einen Hautschmuck zu bekommen». 35 Mark verlangt er für sein erstes Tattoo, eine Brusttätowierung, für die er sieben bis acht Stunden aufbringen musste. Das Ergebnis liess er von Christian «Krischa» Wahrlich, dem bis dahin bekanntesten Tätowierer Hamburgs absegnen – und konnte sich dank der Zustimmung des «Königs der Tätowierer» fortan über florierende Geschäfte freuen.

«Tätowierungen wollen gezeigt werden», schreibt die Fotografin und Historikerin Theresa Gruber in einem Text über Herbert Hoffmann. In jedem Tattoo schwingt mindestens ein Hauch von Exhibitionismus mit, von Sehen

und Gesehenwerden, vom Wunsch anders zu sein und dennoch einer Gruppe anzugehören. Herbert Hoffmann identifizierte sich immer mit den «kleinen Leuten», mit Strassenfegern, Müllkutschern und Zirkusreisenden, mit Tagelöhnern, Seeleuten, Rummelplatz- und Hafenarbeitern. Bei vielen, die er in seiner Jugend beobachtete, blitzten Tätowierungen unter den Ärmeln hervor – Bilder, die Hoffmann bei gut gekleideten Angestellten und Beamten vergeblich suchte. «Ich bewunderte sie, ich fand sie mutig, wie sie ihre Einstellung und ihr Bekenntnis zur Tätowierung auf Armen und Händen zur Schau trugen», schreibt Hoffmann in seiner «Lebensbeschreibung». Jahre nach den ersten Beobachtungen, Begegnungen und Gesprächen mit Tätowierten, fasste Herbert Hoffmann selbst den Mut, so zu leben, wie es ihm gefällt. Denn Hoffmann liebte nicht nur die verpönten Bilder auf der Haut, er liebte auch Männer. Indem er sich gleich auf mehreren Ebenen gegen die gesellschaftlichen Konventionen der 50er- und 60er-Jahre stellte und mit der sogenannten Norm brach, schuf er seine ganz eigene Vorstellung von Normalität. «Ich habe richtig gehandelt, dass ich mit meiner Natur gelebt und mich nicht gegen sie gestemmt habe», betont Hoffmann seine Entscheidung für einen Lebensweg jenseits etablierter Erwartungshaltungen. «Wenn ich aus angeblicher Rücksicht auf meine Umgebung oder aus ängstlichem Kleinmut meine Tätowierlust unterdrückt hätte, dann wäre ich zeitlebens unglücklich gewesen. Seit ich tätowiert bin, ist mein Leben schön und sinnvoll.»



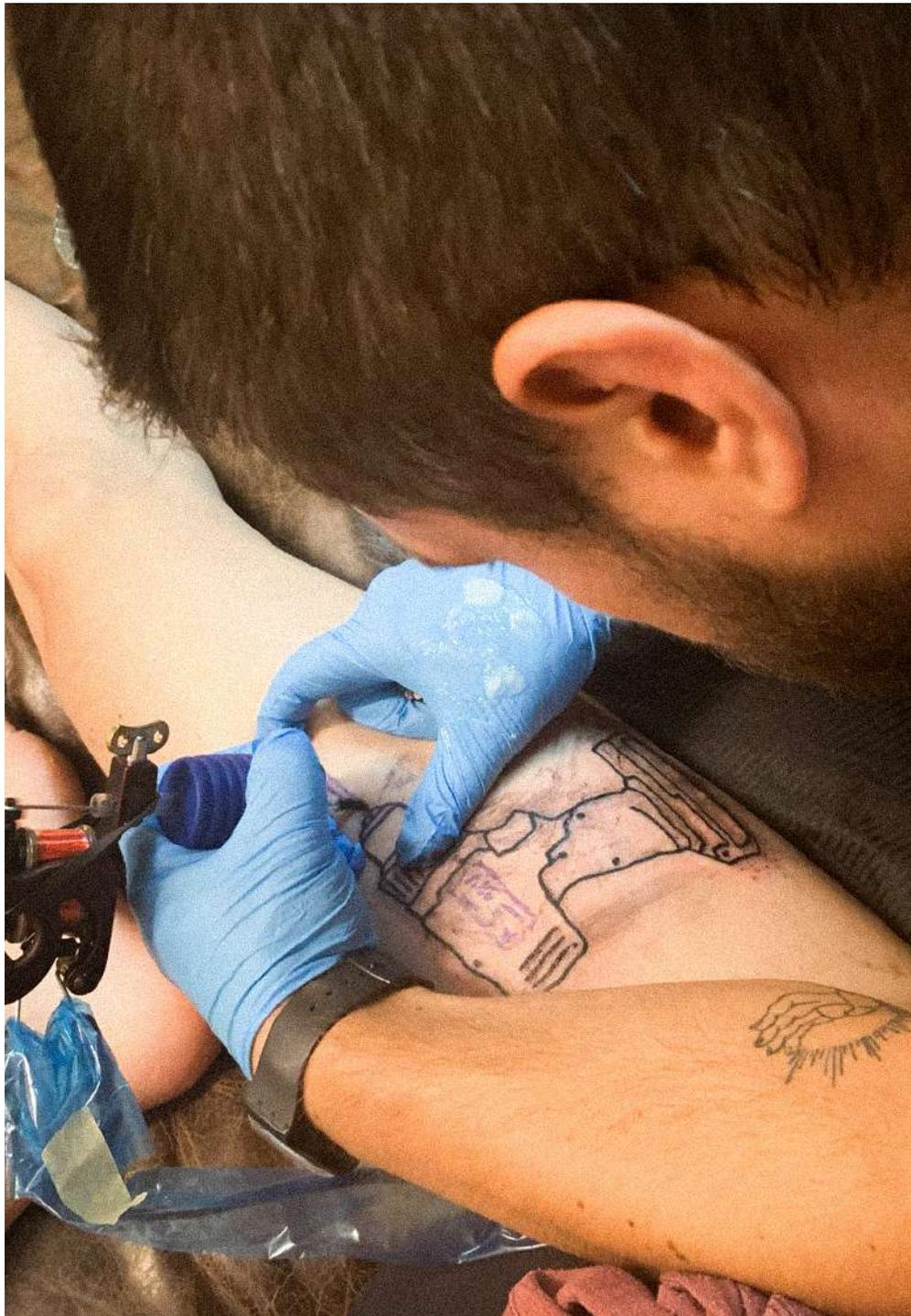
Tattoomaschine No. 24 mit Box von Herbert Hoffmann, Foto: Flora Frick
Leihgabe: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen

GLACE 3000

«Tattoos sind für mich eine Momentaufnahme.»

Tattoos sind für die Ewigkeit. Oder doch nicht? «Für mich ist es immer eine Momentaufnahme». Adrian Schär aka Glace 3000 hat seine eigene Meinung, wenn es um die Tinte unter der Haut geht. Seit rund zehn Jahren holt der Künstler, der eigentlich mit grossformatiger Malerei sein Brot verdient, auch immer wieder den Koffer mit den Tätowierutensilien hervor. «Wenn es dir gerade schlecht geht und du ein Tattoo stechen lässt auf dem «Fuck Love» steht, dann muss das in 20 Jahren nicht mehr aktuell sein. Aber 2024 war es eben wichtig. Das ist, finde ich, das Schöne: nicht den Anspruch zu haben, dass es einem ein Leben lang gefällt.» Der 35-Jährige gehört zu einer Generation von Tätowierern – und Tätowierten – die einen anderen Zugang zu Schönheitsidealen, Körpern und Gender hat; vielleicht einen lockereren, ungezwungeneren. Diese Herangehensweise spiegelt sich auch in seinem Stil wider, im Fachjargon «Ignorant Style» genannt. Das sind einfache, schnelle Zeichnungen, die weder besonders ausgefeilt sind noch darauf abzielen, realistisch zu sein. Bei manchen wecken sie Erinnerungen an Zeichenversuche aus Kindertagen oder schnell hingekritzelte Doodles. Irgendwie naiv, irgendwie ironisch und vor allem alles andere als perfekt.

Mit der gleichen Lockerheit, mit der Adrian Schär als Glace 3000 die Tätowiernadel ansetzt, betrachtet er auch das Tätowieren an sich. Ihm gehe es nicht darum, ein perfektes Bild auf eine lebendige Leinwand zu übertragen, um seine Kunst so in der Welt zu verbreiten. Das Tätowieren und das Tattoo selbst seien eigentlich nur Teile eines Prozesses. Und nicht einmal die wichtigsten. «Ich finde die soziale Interaktion mega spannend.» Wie auch in seinem eigentlichen Metier, der Malerei, sind es für Schär die sozialen Räume, die beim Tätowieren die Hauptrolle spielen. «Ich verbringe oft sehr viel Zeit mit der Person, die ein Tattoo will. Ich höre mir an, was sie sich vorstellt, gemeinsam überlegen wir dann, was passen würde, an welcher Stelle.» Das Tätowieren selbst nehme dabei tatsächlich den geringsten Teil ein. «Teilweise brauche ich nicht mehr als zehn Minuten, um ein Tattoo zu machen. Meine Linien sind dick, ich mag das Grobe, die Geschwindigkeit, arbeite gerne schell. Wenn das Tattoo fertig ist, trinken wir oft noch zusammen ein Bier, mit manchen hab ich schon Znacht gekocht. Solche Sachen passieren noch oft – und das ist, was mir daran gefällt.»



Glace 3000

Die Tattoos von Glace 3000, das sind Zeichnungen von Zimmerpalmen, Bialettis, Bohrmaschinen oder Suppentellern – was auch immer ihm gerade in den Sinn kommt. Und immer wieder Worte, Gedanken und kurze Sätze. Ob und welche Bedeutung die Bildchen und Buchstaben haben (sollen), bleibt den zukünftigen Träger*innen selbst überlassen. In mehrere Alben hat Schär seine sogenannten Flashes eingeklebt, vorgezeichnete Motive – selten grösser als faustgross –, die unverändert auf die Haut übertragen werden. «In der Regel wird das gestochen, was hier drin ist, eins zu eins.» Anpassungen mache er nur selten, Auftragsarbeiten grundsätzlich nie. «Ich hab meinen eigenen Stil – und den behalte ich auch. Aber genau deswegen kommen die Leute auch zu mir, weil sie den Stil cool finden.» Sobald ein Flash als Tattoo unter der Haut ist, wird die Vorlage im Buch mit einem kleinen Aufkleber markiert. «Was ein Pünktli hat, ist verkauft – und damit weg.» Ein zweites Tattoo mit dem gleichen Motiv? Gibt es nicht.

Dass Glace 3000 das Tätowieren so entspannt wie konsequent betreibt, liegt auch daran, wo er sich selbst in all dem sieht. Er sei weder Tätowierer noch Dienstleister. Sondern ein Künstler, der nebenbei tätowiert. «Ich trenne das Tätowieren und meine Kunst sehr stark.» Würde er das Tätowieren als künstlerische Praxis für sich definieren, müsste er mehr Denkarbeit leisten, müsste eine bessere konzeptuelle Arbeit dahinterstehen, so Schär. Beim Tätowieren sei der Anspruch gar nicht da, dass das Tattoo «gut» werden müsse oder gar als Kunst betrachtet werden könne. Das Tätowieren wird dadurch zu einer Art Freiraum, die es ihm ermöglicht, sich auszuprobieren, mit seinem Alter Ego etwas zu erschaffen, das Kunst sein kann, aber nicht muss – das kann das eingestochene Herz auf dem Unterarm sein, aber auch die Sitzung an sich. Denn vielleicht ist die Kunst am Ende gar nicht so sehr das Ergebnis, sondern der Weg dorthin.



Flashbooks von Glace 3000

GOLDA KRACKS & MAX WERNLI

«Für mich bedeutet Kunst, seine Seele in etwas hineinzugeben,
das ganz aus einem selbst kommt.»

Im Zürcher Tattoo-Studio Sang Bleu haben sie sich kennengelernt, vor zwei Jahren kam der Entschluss, im Zweierteam ein eigenes kleines Studio zu eröffnen. Seither stechen Golda Kracks und Max Wernli in einem Häuschen zwischen Viadukt und Josefwiese Vögel und Fantasy-Figuren, Spinnennetze und Skorpione unter die Haut all derer, die sich fürs Leben zeichnen lassen wollen. Wir haben mit dem Duo über ihre Anfänge im Metier, den Kunstbegriff und ihre Faszination an Tattoos gesprochen.

Wie seid ihr zum Tätowieren gekommen? Es gibt ja nach wie vor weder Lehre noch Studium.

Golda Kracks: Bei mir war es sehr viel Learning by doing. Ich habe eine Grafik-Lehre gemacht und bin durch den befreundeten Tattoo-Künstler Luxiano31 parallel aufs Tätowieren gestossen. Der meinte, ich solle mir doch einfach mal eine Maschine kaufen und anfangen. Ein halbes Jahr später bin ich ins Studio Sang Bleu reingerutscht. Es war völlig irre, aber ich konnte direkt anfangen, ganz ohne Apprenticeship. Das ist jetzt acht Jahre her.

Max Wernli: Bei mir war es etwas anders. Ich wollte immer etwas Kreatives machen, habe viel gezeichnet. 2018 bin ich spontan im Sang Bleu vorbeigegangen, mit meiner Zeichenmappe unter dem Arm. Ich hatte keine Ahnung, wie man mit dem Tätowieren anfängt, und habe einfach gesagt, dass ich das gerne lernen möchte. Ein Tätowierer erzählte mir dann von einer Apprenticeship, einer inoffiziellen Lehre ohne Diplom, ohne Cash. Noch im gleichen Jahr habe ich angefangen — zunächst vor allem mit den mühsamen Arbeiten: Boden aufnehmen, Staubsaugen, die Plätze ready machen für die Kund*innen, aufbauen und abbauen.

Du musstest dich also erst beweisen, bevor du mit dem Tätowieren loslegen durftest, dir deinen Platz im Studio erarbeiten?

MW: Ja genau. Das ist die traditionelle Art, in den Beruf einzusteigen, der Ursprung des Tätowierens. Es gab einen Meister und es gab die Apprentices. Die mussten sich erstmal bewähren, bevor sie tätowieren durften.



Golda Kracks und Max Wernli von Once Upon a Time, Foto: Naum Hirsil

Wann hast du dann zum ersten Mal die Nadel in die Hand genommen?

MW: Das war nach eineinhalb Jahren. Der Besitzer des Studios hier in Zürich, Maxime Plescia-Büchi, wollte, dass ich dazu in sein Londoner Studio komme. Er meinte: «Dann schauen wir mal». Ich wusste also nicht einmal sicher, ob ich überhaupt ein Tattoo stechen darf. Nach fünf Tagen kam das Go. «Jetzt musst du nur noch einen Kunden finden», hiess es. Das war gar nicht so einfach, ich kannte ja niemanden dort. Aber am Ende fand sich jemand, der meine Sachen mochte und bereit war, es auszuprobieren.

Braucht es also einen Lehrmeister, einen Guru?

MW: Es war schon förderlich.

GK: Maxime hat uns damals wirklich viel ermöglicht. Und durch den Austausch im Studio haben wir viel gelernt. Im Zuge von Corona hat sich aber einiges verändert. Immer mehr haben angefangen, autodidaktisch zu tätowieren.

Welchen Einfluss haben die sozialen Medien?

MW: Inzwischen einen sehr grossen. Früher hat das Studio dir eine Plattform gegeben, heute ist es Instagram.

Hat dieser Wandel auch die — nennen wir es — Infrastruktur des Tätowierens beeinflusst? Denn das Sang Bleu in Zürich gibt es nicht mehr — dafür sieht man immer mehr Leute, die in ihrem Wohnzimmer tätowieren.

GK: Ja, auf jeden Fall. Für viele Tätowierer*innen rentiert es sich nicht mehr, in einem Studio angestellt zu sein. Man zahlt Prozente an das Studio, Platzmiete. Dabei könntest du auch von Zuhause aus arbeiten.

MW: Es spielt auch mit rein, dass viele, die ein Tattoo wollen, dank Instagram bestens informiert sind über die verschiedenen Styles. Sie folgen bestimmten Künstler*innen und können dann selbst eine Auswahl aus unzähligen Artists treffen. Sie sind nicht mehr abhängig von einem Studio, in dem es natürlich nur eine begrenzte Anzahl an Styles gibt.



Golda Kracks, Foto: Manuela Hitz

Wie findet ihr diesen Trend: weg von oldschool Apprenticeships und traditionellen Studios hin zum Autodidaktischen? Ihr habt nach eurem Austritt bei Sang Bleu ja letztlich selbst gemeinsam ein Studio gegründet.

GK: Ich finde es gut, dass es sich vom «du muesch une dure, für drü Jahr chnüttele uf de Chnü» gelöst hat. Jeder, der Lust hat, soll ausprobieren, was er will. Aber man merkt auch, dass sich der Stil, der gerade Trend ist, durch den ganzen Aufbruch extrem verändert hat. Er erfordert kein grosses Wissen vom Tätowieren und keine krassen Skills. Wir haben einen ganz anderen Stil — weshalb unsere Arbeit gerade weniger gefragt ist. Aber wir bleiben uns treu, denn Trends kommen und gehen.

Apropos Trend: Sind Tattoos noch im Trend? Wie wird die Entwicklung in den nächsten Jahren sein?

GK: Ich habe das Gefühl, dass das Interesse gerade wieder etwas nachlässt. Während Corona gab es plötzlich so einen Hype, aber dieser flacht jetzt wieder ab.



Von Golda Kracks tätowiertes Dekolleté, Foto: Manuela Hitz

MW: Es ist inzwischen auch einfach so normal geworden, sich zu tätowieren. Mit kleinen Tattoos kann man niemanden mehr schockieren. Ich glaube, dass in Zukunft mehr Commitment von den Menschen gefragt sein wird, die sich wirklich für Tattoos interessieren; dass die Tattoos wieder grösser werden müssen, um Aufmerksamkeit zu bekommen und die bildliche Kraft rüberbringen zu können.

GK: Oh ja, das wäre wünschenswert! Ich finde ohnehin, dass die Schweiz in Sachen Tattoos nicht besonders «gebildet» ist. Die Leute haben ganz bestimmte Vorstellungen, wie sie aussehen wollen, kommen mit ihren Ideen und sind viel weniger offen für Farben und grosse Pieces. In anderen Ländern, in denen das Tätowieren länger etabliert ist, spüre ich mehr Respekt vor der Tattoo-Kunst und dem, was der Künstler gerne umsetzen möchte. Dort gibt es viel mehr Vertrauen.

MW: In der Schweiz ist das Tätowieren nicht in der Kultur verankert. Hier ist es etwas sehr Neues, Modisches.

Golda, du hast gerade den Begriff «Kunst» benutzt. Ist Tätowieren für dich Kunst? Siehst du dich als Künstlerin?

GK: Ja, ich finde schon. Ich habe das Gefühl, ich bin mehr Künstlerin als Handwerkerin.

MW: Für mich ist es definitiv Kunst. Dabei kommt es jedoch immer darauf an, wie man den Kunstbegriff auslegt. Für mich kann zum Beispiel auch eine Person, die ein schönes Möbelstück fertigt, ein*e Künstler*in sein – auch wenn sie von sich sagt, dass sie «nur» Schreiner*in sei. Für mich bedeutet Kunst, seine Seele in etwas hineinzugeben, das wirklich ganz aus einem selbst entspringt. Ich verstehe es, wenn eine Person sagt, dass sie Tätowierer*in und nicht Künstler*in ist; ich verstehe es aber auch, wenn jemand sagt «hey, ich bin Künstler*in!» Das schliesst sich für mich nicht aus.

Wenn das Tätowieren Kunst ist (oder sein kann) – was ist dann der Mensch, der das Tattoo trägt?



Hufeisentattoo von Max Wernli, Foto: Manuela Hitz

MW: Für mich ist eigentlich die gesamte Person das Kunstwerk, nicht nur das Tattoo selbst. Als Tätowierer liegt mir viel daran, dass das Tattoo die Person, die es trägt, verschönert und nicht nur das Tattoo allein schön ist. Es ist, als würde man in die linke untere Ecke einer grossen Leinwand eine wunderschöne kleine Zeichnung setzen. Dann wäre dieser kleine Teil zwar Kunst, aber die Leinwand als Ganzes nicht. Dabei will man aber eigentlich, dass die ganze Leinwand schön ist und als Kunstwerk betrachtet wird.

Ein grosses Thema beim Tätowieren ist die Einzigartigkeit von Tattoos. Vielen Tätowierer*innen wie auch Tätowierten ist es wichtig, dass wirklich nur ein Mensch auf dem Planeten mit diesem einen Tattoo durchs Leben geht. Wie seht ihr das?

GK: Bei den Flashes sehe ich das eigentlich so: Es ist meine Zeichnung, mein Produkt. Wenn jemand eines kaufen will, darf er das gerne tun. Natürlich gibt es auch Designs, bei denen ich denke: «Das gehört jetzt nur dir!». Und wenn jemand sich etwas Spezielles wünscht, ist das auch eine einmalige Geschichte. Aber ich mag das «Oldschoolige» noch, dass man Designs auch wirklich reproduzieren darf.

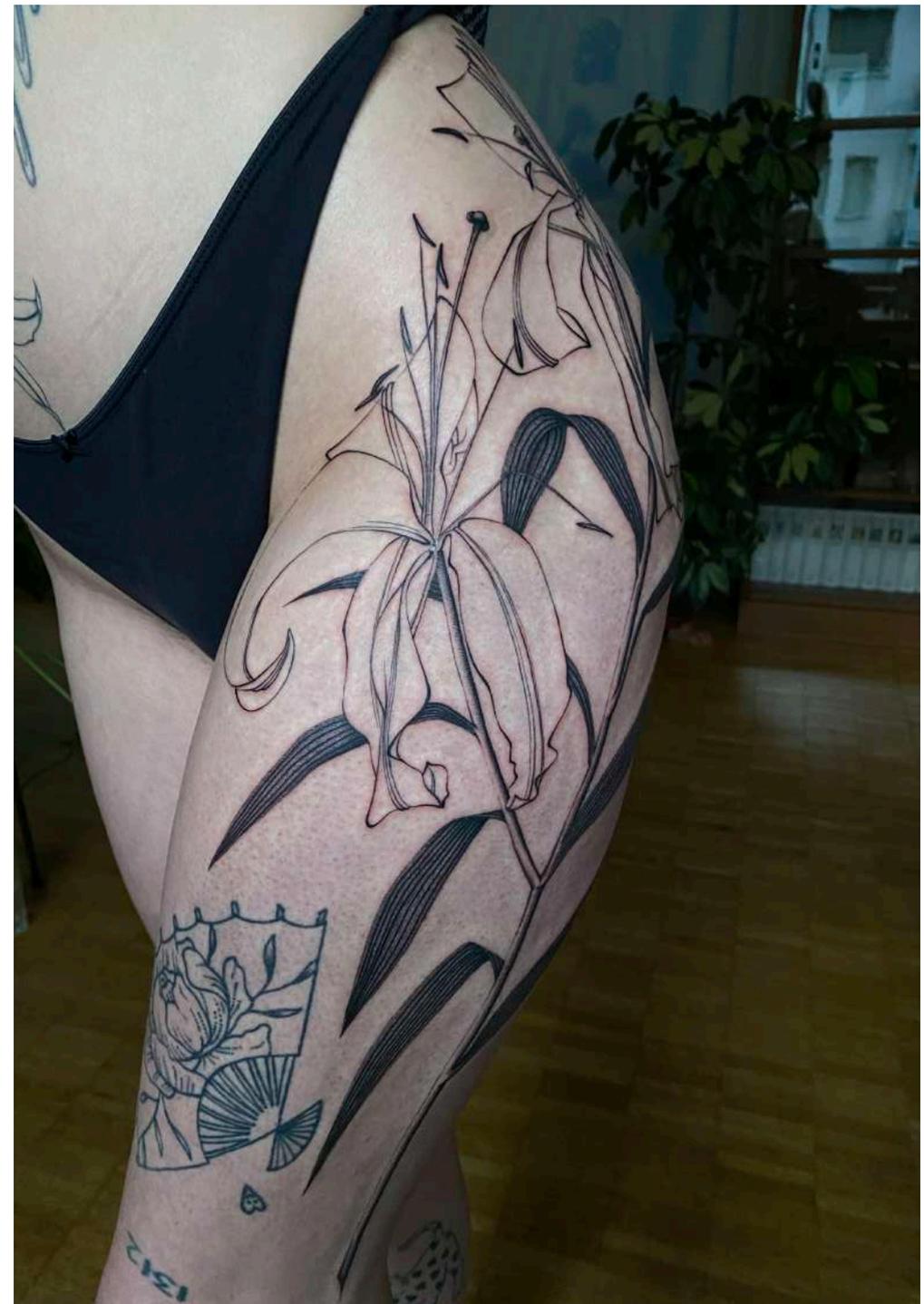
MW: Wenn man etwas entwickelt, das von einem selbst kommt, investiert man extrem viel Zeit. Das Tätowieren selbst dauert vielleicht nur ein oder zwei Stunden; aber in Wahrheit habe ich davor unzählige Stunden hineingesteckt, um überhaupt an den Punkt zu kommen, es zu tätowieren. Dann finde ich es nicht okay, das nur einmal zu stechen.

GK: Für mich ist das wieder so ein typisches Schweiz-Ding, dieses «Hast du das Tattoo schon einmal für jemand anderes gemacht?», dass es unbedingt einzigartig sein muss. Das finde ich mühsam.

MW: Letztlich ist es ja nicht das gleiche Tattoo, und du bist nicht die gleiche Person. Es ist etwas völlig anderes.

GK: Aber klar, das ist unsere Sichtweise als Künstler*in. Wir können mit unseren Zeichnungen machen, was wir wollen. Die Kund*innen hingegen wollen ihren Körper schmücken, sie wollen etwas, das es nur einmal gibt.

MW: Diese Sorge um Einzigartigkeit spielt sich mehr im Kopf ab als in der Realität.



Lilientattoo von Max Wernli, Foto: Max Wernli

Was fasziniert euch am meisten am Tätowieren?

MW: Ich mag es zu sehen, wenn etwas entsteht. Gleichzeitig schätze ich auch die Verbindung zu den Kund*innen. Einmal durfte ich eine Frau tätowieren, die stark vernarbte Beine hatte. Nachdem ich etwas über die Narben tätowiert hatte, meinte sie, dass sie sich riesig darauf freue, endlich wieder kurze Hosen anzuziehen. Solche Momente sind einfach schön.

GK: Wann hast du das schon, dass du dir einmal die Zeit nimmst, dich — sagen wir — vier Stunden an ein Kunstwerk ranzusetzen? Du musst es fertig machen, hast nur einen Versuch, machst das und sagst nachher tschüss und siehst es eigentlich nie wieder. Das fasziniert mich.

Tattoos sind Kunstwerke, die ihr nicht behalten könnt. Das Weggeben ist «part of the game». Was bleibt dann eigentlich noch?

GK: Wir fotografieren jedes Tattoo — einerseits als Appreciation, um den Kund*innen zu zeigen, dass wir stolz sind auf das, was wir gemacht haben...

MW: ...und andererseits, um es bei Instagram hochzuladen oder in unserem persönlichen Archiv zu speichern. Was aber auch bleibt, ist mein eigener Stolz. So schön es ist, anderen damit eine Freude zu bereiten, mache ich es in erster Linie doch für mich selbst. Warum? Weil ich es cool finde und ich coole Tattoos machen will.

Wie ist es, wenn ihr einer Person mit einem eurer Tattoos später auf der Strasse begegnet?

GK: Das ist schon schön, richtig cool.

MW: Ich will dann immer wissen, wie es abgeheilt ist, ob die Linien noch gut sind.

GK: Es ist immer spannend, jahrealte Pieces von früher zu sehen, aus einer Zeit, in der man an einem ganz anderen Punkt im Leben war. Aber es ist irgendwie auch ein Mindfuck, wenn man überlegt, dass die andere Person immer nur eine Momentaufnahme von dir auf sich trägt. Im Laufe der Jahre verbesserst du deine Skills und findest rückblickend vielleicht, dass du damals schlechter gewesen bist. Dann denkst du dir: «Shit, die hat das ein

Leben lang!» Aber man sollte sich nicht zu viele Gedanken darüber machen, dass man da mit etwas hockt, das 80 oder 90 Jahre alt wird und jemanden durchs ganze Leben begleitet. Der Druck wird zu gross, wenn man sich darüber Gedanken macht, das kann manchmal etwas beängstigend sein. Man muss lernen, gelassen zu bleiben.

SUSAN TÜTSCH

«Tätowieren ist ein Gemeinschaftsding.»

Eine Künstlerin? Nein, als Künstlerin betrachte sie sich nicht, erwidert Susan Tütsch auf die Frage, wo zwischen Kunst und Handwerk sie sich selbst verorten würde. «Wenn ich meinen Beruf auf einen Zettel schreiben soll, dann schreib ich Tätowiererin». Seit der Eröffnung 1999 ist sie Teil des Teams des Studios World's End Tattoo, gleich um die Ecke vom Manesseplatz in Zürich. Die Ladenfront ist zugewuchert von Pflanzen aller Art, man könnte einen Blumenladen im Inneren vermuten. Stattdessen verbirgt sich das älteste Tattoo-Studio der Stadt dahinter — und wohl auch das charmanteste. Mit seinen alten Holzvertäfelungen, den Dutzenden von Zeichnungen und Bildern an den Wänden, den Topfpflanzen, Möbeln und Kuriositäten aus fernen Ländern erinnert der Empfangsraum an ein riesiges Wohnzimmer. Der Duft von Räucherstäbchen durchdringt die Luft, gemütlich ist es, heimelig. Hier werden Ideen ausgetauscht, Motive erarbeitet und überlegt, an welcher Körperstelle sich was am besten machen würde; hier stecken Susan Tütsch und ihr Team die Köpfe mit ihren Kund*innen zusammen, bevor später an den Arbeitsplätzen die Tätowiernadel zu surren beginnt. «Jemand kommt zu mir, erzählt mir von seinen Wünschen, ich mache mir Notizen», erklärt die 53-Jährige den Prozess von der Vorstellung im Kopf bis zum sichtbaren Bild auf der Haut. «Ich zeige den Leuten Bilder, stelle Fragen, versuche herauszukitzeln, weshalb jemand dieses und jenes Motiv will, warum es auf dem Oberarm oder dem Knöchel sein soll». Das Tätowieren sei für sie ein «Gemeinschaftsding», deswegen sehe sie sich auch nicht als Künstlerin. «Der Kunde kommt mit einer Idee zu mir, ich bin eher die Hand und habe die Erfahrung. Ich berate, gebe Inputs — und wenn die Zusammenarbeit klappt, nehme ich den Auftrag an und setze ihn zeichnerisch um.» Ist das Tätowieren also eher Dienstleistung als Kunstschaffen? Für Susan Tütsch lautet die Antwort ganz klar: jein. Die Welt der Tattoos bewege sich doch irgendwie in einem ganz eigenen Genre, das sich weder dem einen noch dem anderen zuordnen lässt. «Das ist zumindest meine Meinung; ich weiss, dass andere Tätowierer*innen das anders sehen».

Auch drei Stockwerke über dem Tattoo-Studio ziehen Räucherstäbchen ihre Fäden. Die Wohnung von Susan Tütsch wirkt wie der verlängerte Arm ihres Studios. Flur, Küche, Arbeitszimmer, Wohnzimmer verschmelzen zu



Susan Tütsch, Foto: Manuela Hitz

einem regelrechten Kuriositätenkabinett, in dem die Sammelsurien aus 30 Jahren Tätowieren und Reisen um die Welt ihr Zuhause gefunden haben. Hunderte von Zeichnungen und Stencils finden sich darunter, alles Unikate, die inzwischen auf irgendeinem Rücken, einem Schulterblatt oder einem Knöchel durch die Strassen von Zürich spazieren, vielleicht auch über die Nordinsel Neuseelands oder die Strände in Brasilien und Thailand.

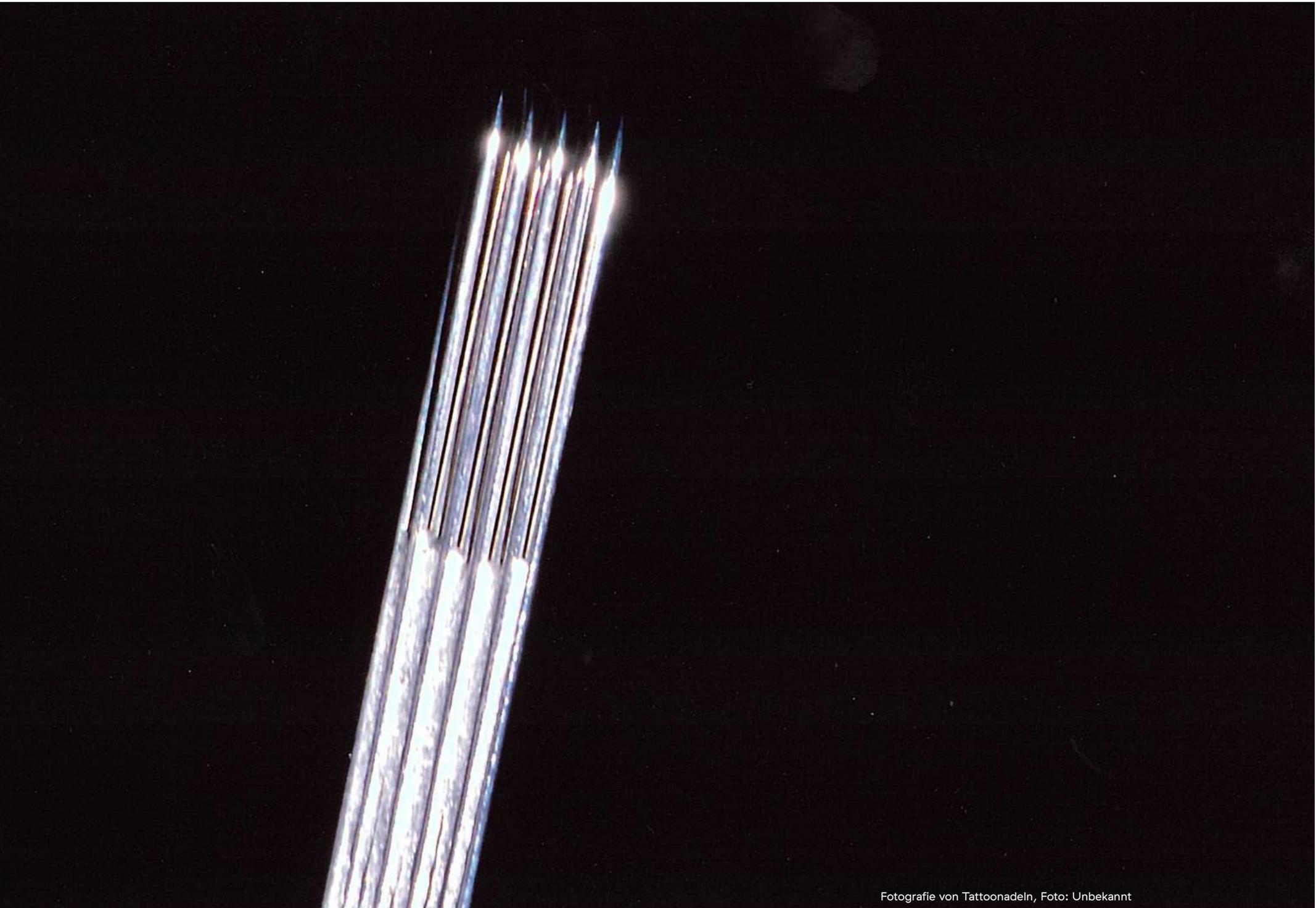
Die gelernte Floristin fand im Tätowieren nicht nur ihre Passion, sondern ihre Profession. In der männerdominierten Tattoo-Szene war sie 1992 eine der ersten Frauen in der Schweiz, die sich in das testosterongetränkte, von Hells Angels dominierte Territorium wagte – und sich bald Zeit ihren Platz darin sichern konnte. Eine Entwicklung, die alles andere als selbstverständlich ist, zumal die Tattoo-Community zu Beginn der 90er-Jahre recht klein war und das Wissen über Material und Technik streng unter Verschluss hielt.

Immer wieder wurde Tütsch als Gasttätowiererin in Studios auf der ganzen Welt eingeladen, sie hat kaum eine Tattoo-Convention ausgelassen, konnte sich über die Jahre ein Netzwerk aufbauen, den Meister-Tätowierern über die Schulter schauen – darunter auch der Grandseigneur des Tätowierens höchstpersönlich, der Hamburger Herbert Hoffmann. Von all dem zeugen die Zeichnungen, die die Tätowiererin in riesigen Kartons und Mappen aufbewahrt. «Das ist, was mir bleibt von dem, was ich die ganze Zeit mache; ich kann mich einfach nicht davon trennen.»

Die Zeichnungen erinnern Susan Tütsch nicht nur an viele Stunden am Zeichentisch, an lange Gespräche und noch längere Sitzungen im Studio; sie zeugen auch von einer Zeit, die es so nicht mehr gibt. Die Szene hat sich gewandelt. Tattoo-Conventions – riesige Messen, an denen sich die Etablierten die Klinke in die Hand geben und der Nachwuchs mit neuen Techniken und Ideen vorstellig wird – finden zwar noch immer statt; der digitale Austausch hat den analogen jedoch längst abgelöst. Instagram ist das Medium der Stunde – sei es, um sich selbst und die eigenen Designs zu präsentieren, sich Inspiration zu holen oder in Kontakt zu bleiben. Auch die Einstellung gegenüber den Bildern unter der Haut ist eine andere. «Eine Tätowiermaschine gehört heute ja schon fast in jeden Haushalt», bemerkt Susan Tütsch lachend. «Nein, jetzt mal ehrlich: Ich mag den total entspannten Umgang der Jungen mit Tattoos, diese «komm, wir machen heute Abend mal zusammen ein Tattoo-Mentalität»».



Skizzen von Susan Tütsch, Foto: Manuela Hitz



Fotografie von Tattooadeln, Foto: Unbekannt

Die Tinte unter der Haut ist salonfähig geworden, kaum ein Tattoo löst noch schockierte Blicke aus. Eine Veränderung, die Susan Tütsch begrüsst. Und doch bleibt manchmal ein fader Beigeschmack. Irgendwie sei durch das Internet auch alles schnelllebiger geworden, leichter zu reproduzieren, zu kopieren; Urheberschaften bleiben oft im Unklaren, das Originelle und Individuelle verschwindet. Vielleicht ein weiterer Grund, weshalb Susan Tütsch ihre Zeichnungen wie kleine Schätze hütet. Am Ende ist sie nicht nur Tätowiererin, sondern auch Sammlerin — von Dingen, die ihr Leben geprägt haben, von Eindrücken, Erlebnissen und Geschichten, die reichen würden, um ein weiteres Ladenlokal in eine Wunderkammer wie das World's End zu verwandeln.



Susan Tütsch und Herbert Hoffmann in der World's End Galerie, 2002, Foto: Unbekannt
Leihgabe: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen

*Tätowieren ist der Sache nach eine handwerkliche Tätigkeit im weiteren Sinne, weil der Schwerpunkt auf dem Einsatz manuell-technischer Fähigkeiten beruht, und kann deshalb nicht der «bildenden Kunst» im Sinne des § 2 KSVG zugerechnet werden (Bundessozialgericht, Urteil vom 28.02.2007, Az. B 3 KS 2/07 R).

Diese Publikation erscheint zur Ausstellung «INK*» im Musée Visionnaire Zürich,
4. September 2024 – 2. März 2025

Herausgeberin: Musée Visionnaire, Zürich, 2024

Texte: Sandra Smolic

Grafik: Afrika Design Studio, Zürich

Druck: Huser & Kaspar, Wallisellen

Titelbild: Haut von Oliver Stähli, tätowiert von Susan Tütsch, Foto: Nadja Baumgartner

Herzlichen Dank für die Leihgaben und das Mitwirken an der Ausstellung: Aarne Anton, Golda Kracks & Max Wernli, Glace 3000, Susan Tütsch, Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden, Trogen, Fritz Hortig, Oliver Stähli, Mike the Freak, Maxime Plescia-Büchi.

Die Ausstellung «INK*» wurde grosszügig unterstützt von:

Beisheim Stiftung, Dr. Adrian Otto Nägeli-Stiftung, Dr. Jörg Furrer, Elisabeth Weber Stiftung, Hirschmann Stiftung, Migros Kulturprozent, Schulkultur Stadt Zürich, Schule+Kultur Kanton Zürich, Schwyzer Stiftung und weiteren Stiftungen und Förderstellen sowie Mitgliedern und Gönner*innen des Vereins Musée Visionnaire.

Ein spezieller Dank geht an die freiwilligen Mitarbeiter*innen am Empfang und hinter den Kulissen sowie an alle Personen, die das Musée Visionnaire in irgendeiner Form unterstützen.

MUSÉE VISIONNAIRE
Predigerplatz 10, 8001 Zürich
+41 (0)44 251 66 57
info@museevisionnaire.ch
www.museevisionnaire.ch



Fuss von Max Wernli, Foto: Manuela Hitz



MUSÉE VISIONNAIRE

Predigerplatz 10, Zürich
www.museevisionnaire.ch